

Zeitschrift: Kinema
Herausgeber: Schweizerischer Lichtspieltheater-Verband
Band: 5 (1915)
Heft: 32

Artikel: Feuilleton : Finkenstädt [Fortsetzung folgt]
Autor: Arnefeldt, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-719816>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gezielter Schuß bringt den Scheriff ins Wanken und er rollt den Bergabhang hinab. Eiligst sucht der Fremde das Weite. Zum Glück findet der Führer der Hundeschlittenpost den verwundeten Scheriff, ladet ihn auf seinen Schlitten, um ihn nach dem Dorfe zu bringen. — Unterdessen bereitet des Scheriffs Frau im einsamen Blockhaus das Mittagessen, von Zeit zu Zeit nach ihrem kleinen Jungen spähend, der vor der Tür im Schnee spielt. Trotz des wachsamem Mutterauges hat sich der Kleine vom Hause entfernt und ist bald im Walde verschwunden. Umsonst ist alles Suchen und Rufen und verzweifelt und erschöpft vom vergeblichen Umherirren kehrt die arme Mutter endlich ins Haus zurück. Unterdessen ist der Kleine furchtlos in den Wald hineingerannt, unbekümmert um Weg und Steg. Doch bald stellt sich Müdigkeit ein und weinend stolpert er weiter, bis er plötzlich vor dem Fremden steht. Er nimmt den Kleinen auf den Arm, wärmt ihm die vor Frost erstarrten Händchen und fragt ihn aus, woher er kommt. Nach langem Hin- und Herirren gelingt es ihm, das einsame Haus aufzufinden und den Kleinen in die Arme der übergelücklichen Mutter zu legen. Gerade als er Abschied nehmen will, erscheint ein reitender Bote vor dem Hause. Der Fremde vermutet, daß nach ihm gesucht wird und er fleht die Frau an, ihn zu verstecken, da er sonst zum Kampfe gezwungen sei. Nach kurzem Zögern gewinnt das Dankbarkeitsgefühl die Oberhand bei der Frau und nachdem sie den Fremden in einer Kammer verborgen hat, öffnet sie die Türe und beantwortet die Frage des Boten, ob sie einen Fremden in der Nähe des Hauses gesehen hätte, verneinend. Nachdem sich nun dieser ganz entfernt hat, nimmt auch der Fremde Abschied. Nicht lange währt es, da erscheint ein anderer Bote vor dem Hause, um die Frau zu bitten, nach der Post ins Dorf zu kommen, da ihr Mann von einem Unfall betroffen worden sei. Nun sehen wir die arme, geängstigte Frau auf den verschneiten, unebenen Wegen vorwärts eilen, bis sie plötzlich beim Ueber-schreiten eines schroffen Grabens mit einem Wehlaut niedersinkt. Trotz aller Bemühungen kann sie nicht weiter, der Fuß ist verstaucht und hindert sie am Gehen. Da führt ihr die Vorsicht den Fremden zum zweitenmal in den Weg, der sie wiedererkennt und sie auf den Arm nimmt, um sie nach dem Dorf zu bringen, obgleich er weiß, welche Gefahr dies für ihn selber bedeutet. Trotzdem bringt er sie bis zur Post, wo die Frau zu ihrem verwundeten Gatten geleitet wird. Dem Fremden aber wird verweigert, sich zurückzuziehen und finster harret er seines Schicksales, bis ihn jemand an das Lager des Scheriffs führt. Dieser erkennt nun in dem Retter seiner Frau und seines Kindes den Angreifer wieder und schon will er ihn der Behörde ausliefern, da wehrt die Frau flehend ab. Die Frau weist ihren Mann darauf hin, daß der Fremde wohl Nachsicht verdiene, da er ja nur in Selbstverteidigung gehandelt hätte. Da reicht ihm der Scheriff zum Abschied die Hand und läßt ihm das im Walde eingefangene Pferd aushändigen. Noch einmal taucht der Reiter vor unsern Augen auf, auf einem Bergrücken zeichnet sich eine Silhouette von dem klaren Nachthimmel ab.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Finkenstädt.

Roman von F. Arnefeldt.

1. Kapitel.

Die Familie Henneberg auf Elleroode, einem unweit Ballenstedt am Harz gelegenen Rittergut, saß beim Morgenkaffee, als der Diener eintrat und meldete, es sei ein reitender Bote aus Finkenstädt da, der dem Herrn Major einen Brief zu überbringen habe.

„Aus Finkenstädt“, rief Major von Henneberg, mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit aufspringend. „Was kann Baron Köfeler mir denn so wichtiges zu melden haben, daß er einen Expressen schickt? Geben Sie den Brief her, Engel!“ Er streckte die Hand aus.

Der schon bejahrte Diener, der eine lange Dienstzeit hinter sich hatte und eine Vertrauensstellung im Hause einnahm, lächelte verlegen.

„Herr Major wollen gütigst verzeihen, ich habe ihn nicht. Der Bote sagte, er dürfe nur ihn dem Herrn Major eigenhändig übergeben!“

„Das wird ja immer toller!“ polterte der Major, lachte aber dabei.

„Was kann der alte Herr so feierliches zu schreiben haben?“ meinte er.

„Halten zu Gnaden, Herr Major“, jagte, ohne seine stramme Haltung einen Augenblick zu verändern, der Diener. „Herr Baron von Köfeler wird wohl nicht haben schreiben können.“

„Was reden Sie da für Unsinn, Engel?“ brauste der Major auf. „Warum nicht?“

„Weil er tot ist!“ war die lakonische Antwort. „Er, der Bote jagt —“

Er kam nicht weiter. Ein Ausruf des Staunens, des Schreckens, des Unglaubens aus den Kehlen sämtlicher Anwesenden unterbrach ihn, und Major von Henneberg erklärte: „Ich komme hinaus und nehme ihm den Brief selbst ab.“

Gefolgt von dem Diener verließ er das Frühstückszimmer, alle übrigen Tischgenossen in großer Aufregung zurücklassend, die sich zunächst in einem tiefen, bangen Schweigen kundgab, das Frau von Henneberg endlich mit den Worten unterbrach:

„Der alte Baron tot, und der Erbe der großen Herrschaft kaum dem Knabenalter entwachsen!“

Sie begleitete die Aeußerung mit einer Gebärde, die ihr noch einen besondern Sinn verlieh, und ihre älteste Tochter, ein Mädchen von siebzehn bis achtzehn Jahren, fügte hinzu: „Dessen Vormund der Vater ist.“

Sie richtete bei diesen Worten die großen, glänzenden grauen Augen teilnahmsvoll und forschend auf einen sehr langen, schmalen, jungen Mann mit heller Gesichtsfarbe, grauen Augen mit schwachen Wimpern und Brauen und rötlichblondem, in der Mitte des Kopfes sorgfältig gescheiteltem Haar, dessen Gesichtszüge Ähnlichkeit mit den übrigen trugen. Der Eintritt des Majors unterbrach das kaum begonnene Gespräch. Er hielt den empfangenen Brief noch ungeöffnet in der Hand und berichtete mit betrübtem Gesicht und bewegter Stimme:

„Es ist wahr. Der arme Köfeler ist wirklich tot. Er hat gestern Abend seinen gewöhnlichen Schlummerpunsch getrunken, ist dann anscheinend ganz gesund schlafen gegangen, und heute Morgen hat ihn der Diener, der ihn zum Aufbruch nach der Hühnerjagd um 5 Uhr wecken sollte, tot im Bette gefunden. Der schleunigst aus Quedlinburg herbeigeholte Arzt, Doktor Frezel, hat Herzschlag konstatiert.“

Doch lesen wir, was in dem Briefe steht!“

Er riß das Kuvert auf und überflog mit den Augen den nur kurzen Inhalt des darin befindlichen Bogens. Aufblickend berichtete er dann:

„Oberinspektor Wolter schreibt, Herr Baron von Kössler sei an einem Herzschlag gestorben und bittet mich, so schnell als möglich hinüberzukommen. Was meinst du, liebe Mia, ich werde wohl sogleich reiten müssen?“ wandte er sich an seine Frau, und es klang wie eine leise Bitte oder Abbitte.

Die noch jugendlich und schön aussehende Dame im weißen, spitzenbesetzten Morgenkleid, mit einem Häubchen aus Tüll und blauem Band auf dem krausen, rotblonden Haar, ließ einen Seufzer aus, richtete das von rötlichen Wimpern und Brauen dicht umschattete, noch recht lebhaft graue Auge vorwurfsvoll auf ihren Gatten und entgegnete:

„Es wird dir wohl nichts anderes übrig bleiben. Sättest du auf meinen Rat gehört, so würdest du dir die Vormundschaft nicht aufgeladen haben.“

„Du hast mir lebhaft abgeredet, Mia, das Zeugnis muß ich dir ausstellen“, gab er ehrlich zu. „Wer konnte aber auch denken, daß der alte Baron so schnell sterben würde? Er hatte eine Bärennatur. Baron von Kössler wäre an seinem nächsten Geburtstag 73 Jahre geworden, und Adalbert steht im zwanzigsten. Ich habe nicht geglaubt, daß mir die Vormundschaft tatsächlich zufallen könnte.“

„Und doch muß man immer mit den Tatsachen rechnen“, erwiderte Frau von Henneberg überlegen. „Ich fürchte, die Angelegenheiten werden bei dem Lebenswandel, den der Baron geführt, sehr im Argen liegen.“

Major Henneberg schüttelte den Kopf. „Glaub ich nicht. Er hat treue, tüchtige Leute, übrigens ist Finkenstädt ein herrliches Gut, es kann viel tragen, und Barvermögen ist ja auch in schwerer Menge da. Doch, das wird sich alles ausweisen. Hauptsache ist, daß ich sogleich hinüberreite.“

Er zog die Klingel, um dem Diener zu befehlen, daß sein Pferd gesattelt und vorgeführt werde, als der junge, rotblonde Mann, der sich bis dahin schweigend verhalten, aber mit den weißen, spitzen Zähnen nachdenklich an dem ichwachsen, aber sehr gepflegten Schnurrbart genagt hatte, ebenfalls aufstand und mit etwas näselnder Stimme bat:

„Willst du die Güte haben, Onkel ... , und auch für mich ein Pferd satteln lassen; ich möchte dich begleiten.“

„Du willst mit?“ sagte Major von Henneberg und maß seinen Neffen, den Professor Otto von Kössler, mit erstaunten Blicken, befaß aber dem auf sein Glockenzeichen eintretenden Diener, den Kutsch für den Herrn Professor zu satteln. „Bist noch nie in Finkenstädt gewesen!“

„Und wir hatten die Hoffnung, ihn einmal anders als heute dort einzusehen zu sehen!“ flaute Frau von Henneberg. „Sätte der alte Mann nicht noch auf der Schwelle des Greisenalters den Einfall bekommen, wieder zu heiraten.“

„Eudwig von Kössler war fünfzig Jahre, als er es tat“, schaltete der Major ein.

„Man hatte aber zehn Jahre lang geglaubt, er denke nicht daran“, entgegnete Frau von Henneberg aufgebracht: der Professor fiel ihr jedoch ins Wort und sagte bittend und so weich, wie sein hohes, spitzes Organ es nur irgend gestattete:

„Lassen wir diese Dinge ruhen, liebe Tante. — Es sollte wohl so kommen, wie es gekommen ist! Schicken wir uns in das Unabänderliche, es ist oemik so gut für mich.“

Der Diener meldete, daß die Pferde bereit wären und Herr von Henneberg rief:

„Ueber dem Geschwätz haben wir veräuimt, uns für den Ritt umzukleiden. Spalte dich, wenn du mich begleiten willst.“ Er verließ das Zimmer. Otto von Kössler wollte ihm folgen, aber seine Tante hielt ihn noch auf. Sie winkte ihn zu sich heran, legte die Hände um seinen Nacken und flüsterte, ihn zärtlich an sich drückend:

„Mein lieber, armer Junge! Ich kann mir denken,

was du bei diesem Wege empfindest, aber du nimmst ihn heldenmütig auf dich!“

„Aber Tante! Ich bin der nächste Verwandte des unmündigen Knaben. Es ist meine Pflicht, mich nach ihm umzusehen!“ rief der Professor, sich in die Brust werfend.

„Und bei uns Kösslers hat es immer geheißen: Ueber alles die Pflicht!“ erwiderte sie, „und dieses Sprichworts eingedenk —“

„Verzeih, Tante ich darf Onkel Theodor nicht warten lassen, er wird immer recht ungeduldig, wenn er es muß!“ sagte Otto und beugte sich über ihre Hand, um sie zu küssen.

Sie zog ihn an sich und küßte ihn auf die Stirn.

„Gott sei mit dir mein lieber Sohn!“ flüsterte sie und schaute ihm nach, bis sich die Türe hinter ihm geschlossen hatte, dann eilte sie ihm nach in den Vorraum, durch dessen Fenster sie die Herren abreiten sehen konnte, die Hände faltend, sprach sie mit sich selbst:

„Wehe dem Land, dessen König ein Kind ist! Welch ein Segen würde es für Finkenstädt sein, wenn Otto heute dort einziehen dürfte als Herr! Wenn er dort walten dürfte als Herr statt des unmündigen Knaben! Wie lange habe ich jenes Weib gehaßt, das meines Bruders, meines Neffen das unser aller Hoffnungen zerstört hat!“ fuhr sie fort und ballte die kleine, weiße, sehr gepflegte Hand mit den rosig schimmernden Nägeln. „Wie haben wir die gehaßt, die fremdes Blut in unser altes, urdeutsches Geschlecht gebracht, ein fremdes Reis auf unsern alten Stammbaum gepflanzt hat! O, wäre nicht nur ein fremder, sondern auch ein wilder Sprößling gewachsen! Und er soll es sein. Er muß es sein. Der Kampf ist noch nicht zu Ende, er soll, er muß wieder aufgenommen werden, nun der Alte die Augen geschlossen hat. Ich nehme ihn auf, ich!“ rief sie nach einigen Minuten des Schweigens, die Arme wie zum Schwur erhebend. „Ich nehme ihn auf mit den Gerichten, mit dem Vormund, der mein eigener Gatte ist, mit der ganzen Welt! Ich will nicht raufen, bis die fremde Brut überwunden, bis der alte Stamm der Kössler in sein Recht eingesetzt ist. Aber vorsichtig, heimlich, Schritt für Schritt muß ich meinen Weg verfolgen!“

Sie stemmte beide Hände auf die Brüstung des Balkons, auf den sie getreten war, und versank in tiefes Nachdenken. Ein süßer, heranziehender Wohlgeruch stieg von den Wiesen auf, die zum zweiten-, zum Teil zum drittenmal gechoren waren, denn man befand sich Ende September.

Ein warmer, wohlthuender Sonnenchein lag auf der Landschaft und vergoldete die Blätter der in den satten Farben des Herbstes vom hellsten Gelb bis zum tiefsten Rot prangenden Bäume auf Bergen, Höhen und in den Tälern, dazwischen bildeten Tannen und Kiefern, deren Nadeln noch frisch schimmerten, grüne Streifen, aus denen es munter knallte. Blöckend zogen die Herden, von ihren Hirten begleitet, in ihre Ställe, das Gebell der begleitenden Hunde drang hinauf zu der sinnenden Frau.

Sie hörte und sah von allem nichts. Der Gottesriede der Natur geht dem verloren, der sein Herz ausschließlich mit der Begierde nach irdischen Gütern füllt.

Frau von Henneberg fand bei ihrer Rückkehr ins Frühstückszimmer ihre drei Kinder in großer Aufregung.

Die achtzehnjährige Sibylle und der vierzehnjährige Balthasar Theresie, die beide mit ihrem krausen, rotblonden Haar, mit ihrer blühenden Gesichtsfarbe, den grauen, goldig unvränderten Augen, den etwas vollen Lippen und den fest aufgestülpten Näschen der Mutter sehr ähnlich sahen, hatten den großen, kräftigen Bruder in die Mitte genommen, hielten ihn an den Armen fest und Theresie rief ihm soeben zu:

„Du weißt alles, Ernst, leugne nicht.“

„Ich habe gar keine Veranlassung dazu“, antwortete mit angenommenem Ahlegma der einundzwanzigjährige Ernst von Henneberg, der in Bonn die Rechte studierte und die Herbstferien im Elternhause zubrachte.

„Was habt ihr denn, Kinder?“ fragte von der Tür her

die Mutter. Alle Köpfe flogen herum, niemand hatte ihr Kommen bemerkt, aber man ließ sich nur kurze Zeit verblüffen. Wieder war es der Backfisch Theresie, der das Wort nahm und erklärte:

„Wir wollen von Ernst erfahren, was es mit den Rößlers von Finkenstädt für eine Bewandnis hat. Warum du, die du doch eine geborene Rößler bist, nie Verkehr mit dem alten Baron gehabt hast und auch Vetter Otto sich immer zurückgehalten hat?“

„Müßt ihr das wirklich wissen? Alles zu erfahren, seid ihr noch viel zu jung!“ lachte der Bruder, und nun antwortete die älteste Schwester mit sichtlich Gereiztheit:

„Bist volle drei Jahre älter als ich und sitzt schon während eines Jahres an den Quellen der Weisheit. Wieviel du daraus getrunken, bleibt freilich dahingestellt.“

Ernst, ein gut gewachsener, junger Mann, mit dunkelblondem Haar, hellbraunen Augen und einem unregelmäßigen, nicht schönen, aber bedeutend aussehenden Gesicht war im Begriff, eine scharfe Antwort zu geben, schloß aber den Mund wieder, als die Mutter sagte:

„Zankt euch nicht mit eurem Bruder, Kinder! Er ist in seinem vollen Rechte, wenn er euch nichts über die Rößlers aus Finkenstädt erzählen will. Euer Vater und ich haben es ihm verboten, als er die Geschwinde durch Zufall erfahren hat.“

„So erzähle du sie uns, Mama!“ bat Sibylle und ergriff schwichelnd Frau von Hennebergs Hand. „Wir sind ja keine Kinder mehr, aber wer weiß, ob die jetzt in Finkenstädt eingetretene Milderung es nicht notwendig macht, daß wir mehr erfahren, als daß zwischen euch und jenen eine Spannung geherrscht hat.“

Frau von Henneberg schlang die Hände ineinander und stand ein paar Minuten still und überlegend da, dann fuhr sie ihrer Tochter liebevoll mit den weißen Fingern über das Gesicht und sagte, sie anerkennend anschauend:

„Du magst recht haben, es könnten sich manche Veränderungen zutragen, die es wünschenswert machen, daß ihr nicht im Dunklen tappt; kommt mit mir auf den Balkon und da will ich euch die Geschichte erzählen.“

Der junge Mann rümpfte die Nase, die Aufforderung war wenig nach seinem Geschmack, er hätte den köstlichen Vormittag lieber im Walde verlebt, aber er wagte nicht, der Mutter zu widersprechen, und schloß sich ihr und der Schwester an.

In der Tür blieb Theresie stehen und fragte, in das Zimmer zurückdeutend: „Soll Erdmuth nicht mit uns gehen, Mama?“

Frau von Henneberg warf einen Blick hinter sich und sagte in unfreundlichem Tone: „Ach, Erdmuth war auch da. Ich hatte sie nicht bemerkt. Sie hat ein eigenartiges Talent, sich unsichtbar zu machen, wenn sie glaubt, daß man ihre Anwesenheit nicht wünscht.“

„Ich war hier und räumte das Geschirz zusammen“, sagte aus dem Hintergrunde hervortretend ein etwa im Alter zwischen den beiden Töchtern des Majors stehendes junges Mädchen, sehr unscheinbar gekleidet, aber von eigenartiger Schönheit.

Das seidenweiche Haar war blauschwarz und von einer Fülle, daß die schlichten Flechten, die am Hinterkopf zu einem Knoten zusammengesteckt waren, es kaum zu fassen vermochten. Die mehr breite als hohe Stirn und die feingeaderten Schläfen umgab es in einem goldenen Scheitel, wodurch das feine Oval der länglichen Wangen und des sanft gerundeten Kinns noch anmutiger hervortrat; die Nase war schmal, steil und vornehm; der kleine Mund mit den weißen Perlzähnen hatte schön geschwungene, aber blasse Lippen, doch hatte es den Anschein, als würde hier sowohl wie auf dem elfenbeinweißen Gesicht das Rot mehr durch die Verhältnisse als durch die Natur zurückgehalten, und auch die nachtschwarzen, von dichten, schwarzen Brauen und langen, seidenweichen Wimpern umgebenen Augen hatten einen Ausdruck, als hätten sie häufig und verstoßen

Tränen vergossen. Die Figur des jungen Mädchens zeigte viel Anmut und Biegsamkeit, Hände und Füße waren tadellos geformt, obwohl erstere die Spuren der Arbeit trugen. Erdmuth von König, die verwaisete Tochter der Schwester des Majors, die seit dem Tode ihrer Eltern in seiner Familie lebte, war eine aristokratische Erscheinung, was auch geschehen mochte, sie dieses Vorzuges zu entkleiden. Die Sonne warf einen lichten Strahl durch das mit roten Glascheiben gefüllte Fenster, so daß Erdmuth wie in einer Glorie schwamm, was Frau von Henneberg stirnrunzelnd bemerkte.

„Bleibe bei deiner Beschäftigung und trage Sorge, daß von dem kostbaren Porzellan nichts verbrochen wird!“ jagte sie in unfreundlichem Tone und fügte dann weniger schroff, aber mehr spöttisch hinzu: „Was ich meinen Kindern zu erzählen habe, geht nur die Rößlers an, hat folglich für dich gar kein Interesse. Ich möchte dich damit nicht langweilen und deinen Arbeiten entziehen.“

(Fortsetzung folgt.)



Sie können Ihren Bedarf an

Projektions-Kohlen

Spezialmarken für Kino (Gleich- und Wechselstrom, Docht und Homogen), jederzeit ab Lager beziehen (Fabrikpreise), von

G. Gulekunst, Spezialist für Kinematogr., Zürich 5,
Heinrichstraße 80 und Uniontheater Neugasse 57.

Installationen, Reparaturen aller Systeme.
Gelegenheitskäufe für Apparate, Transformatoren,
Widerstände etc. r1008

Kinematographische Einrichtung zu verkaufen.

enthaltend Apparat Pathe freres, gut erhalten, Lampe mit Kasten, ebenso Widerstand. Ferner zu verkaufen einen Gleichrichter mit Quecksilberfolben, welcher sehr praktisch ist (keine Hitze zuläßt) und Stromersparnisse fördert.

1011

Emile Mayer, Hotel du Midi, Delsberg.

Le Courrier Cinematographique

28 Boulevard Saint-Denis, PARIS.

Directeur: Charles LE FRAPER.

Journal hebdomadaire français, le plus important de l'industrie cinématographique.

Envoie sur demande un numéro spécimen.

Abonnement: Frs. 12. 50.